

## Eröffnungsrede von Wolf Eismann zur Ausstellung

### **Lakonie - Malerei von Ralf-Rainer Odenwald**

Schloss Reinbek, Sonntag, 3. April 2022

Achtung: Diese Vernissage ist möglicherweise gar keine Vernissage. Es könnte sein, dass es sich nur um die Simulation einer Vernissage handelt. Genauso, wie das Papier, auf dem meine Einführung zur Ausstellung gedruckt ist, sich vielleicht nur so anfühlt wie Papier, in Wahrheit aber nichts weiter ist als Einbildung. Übrigens nicht nur das Papier: Alles hier um uns herum - ob man nun meint, es zu sehen, zu hören, zu riechen oder zu fühlen. Es existiert möglicherweise gar nicht.

Wenn wir uns umblicken: Was sehen wir? Unsere Augen reagieren auf Lichtreize und leiten sie als elektrische Impulse an unser Gehirn weiter. Das Gehirn wandelt die Impulse in Bilder um. Aber können wir sicher sein, dass das, was wir sehen, deckungsgleich ist mit dem, was tatsächlich existiert.

Ein Prinzip der menschlichen Wahrnehmung ist, dass wir grundsätzlich sowieso nicht genau hinsehen. Stattdessen baut unser Sehsystem auf Erfahrungen. Augen und Gehirn zeigen uns die Welt, wie wir sie vermuten. Wir erinnern uns daran, wie die Dinge immer ausgesehen haben, und rekonstruieren so die Norm.

Sehen wir beispielsweise einen Stuhl, so scannen wir grob Merkmale und Umrisslinien. Das Gehirn vergleicht diese dann mit den Objekten, die im Gedächtnis gespeichert sind. Da wir schon oft einen Stuhl gesehen haben, fällt es dem Gehirn nicht schwer, aus rudimentären Informationen ein komplettes Bild des Stuhls zu generieren. Dieses Verfahren ist sehr effektiv. Aber es zeigt auch, wie ungenau unsere Wahrnehmung ist.

Einen Stuhl oder einen Tisch wahrzunehmen, erscheint da noch sehr simpel. Doch was, wenn das einzufangende Bild ein wenig komplizierter wird? Nehmen wir die „Drippings“ von Jackson Pollock zum Beispiel...

Hier ist der Transformationsprozess dermaßen kompliziert, dass er allein von den Datenmengen her das menschliche Gehirn überfordert. Dabei entspricht – im Vergleich zum Bild eines simplen Stuhls, was die Menge der Daten angeht - das Gemälde von Pollock weitaus mehr der Realität, die jeden Augenblick im Alltag auf uns einströmt.

Natürlich ist es eine der großen Stärken unseres Gehirns, aus möglichst wenigen Informationen ein möglichst zutreffendes Bild der vermeintlichen Wirklichkeit zu generieren. Es selektiert aus den unzähligen Sinneseindrücken, die ständig zu ihm weitergeleitet werden, die wichtigsten Schlüsseindrücke. Kein noch so leistungsfähiges Gehirn könnte auch alle Eindrücke verarbeiten - es käme zu einer Systemüberlastung. In unsere Wahrnehmung der Welt werden sich also zwangsläufig immer wieder Fehler einschleichen. Vor allem wenn wir mit neuen Situationen konfrontiert werden. Oder mit neuen Bildern. Das Gehirn nutzt die Teile der Informationen, die sich mit den vorigen Erfahrungen verarbeiten lassen, und ignoriert die abweichenden - es trickst sich gleichsam selbst aus.

Können wir uns also auf das, was wir sehen, überhaupt verlassen? Sind die im Gehirn produzierten Eindrücke einigermaßen objektiv? Geben sie die Gegenstände so wieder, wie sie wirklich sind oder verfälschen sie nicht die wahre „Substanz“ der Dinge durch

den Filter unserer Wahrnehmung? Gibt es überhaupt eine Wirklichkeit hinter den Bildern, oder handelt es sich bei unseren Eindrücken um bloße „Hirngespinnste“?

Um dieses Oszillieren zwischen Illusion und Wirklichkeit geht es auch in der Kunst. „Kunst und Leben sind nie dasselbe, aber sie sprechen zueinander.“ Sagt Ralf-Rainer Odenwald. In seinen Bildern perforiert er quasi den Raum. In oft quecksilbriger Schwere tauchen darin Figurationen auf. Ralf-Rainer Odenwald zeigt Augenblicke, in denen ein Zustand gerade vergeht, sich eine Handlung andeutet oder sich eine Figur aus der Anonymität einer Struktur herausbildet. Die Gestalten in seinen Bildern scheinen in einem relevanten, aber zufälligen Moment angehalten zu sein.

Wie schwer die Grenze zwischen Illusion und Wirklichkeit zu definieren ist, zeigt der italienische Filmregisseur Michelangelo Antonioni in seinem 1966 entstandenen Meisterwerk "Blow up". Er erzählt darin von Thomas, einem Londoner Moded Fotografen, der gelangweilt durch die Straßen der britischen Hauptstadt streift – auf der Suche nach Bildern, die mehr zeigen als die glatte Oberfläche. In einem Park entdeckt er ein Liebespaar, das er heimlich fotografiert. Als er dann im Studio den Film entwickelt, glaubt er, auf den Kontaktabzügen im Gebüsch hinter dem Paar einen Mann mit gezückter Pistole zu erkennen. Hat er einen Mord fotografiert? Er beginnt, die Fotos zu vergrößern. Aber je mehr er sich in die Details zoomt, umso mehr verlieren sie an Schärfe. Immer grobkörniger und diffuser werden die Abzüge. Und so stellt sich ihm und uns die Frage: Ist es überhaupt möglich, Realität abzubilden? Ist es möglich, sie mittels subjektiver Wahrnehmung zu ergründen?

Lange bevor der Film digital wurde, versank der Kinzuschauer in einem geradezu hypnotisch vibrierenden Kosmos fluoreszierender Lichtstaubwolken. Die Filmstreifen bestanden aus einer Aneinanderreihung von 24 Einzelbildern pro Sekunde. Der Projektor warf sie nacheinander in so schneller Folge auf die Leinwand, dass beim Zuschauen der Eindruck von Bewegung entstand. Das Licht, das dabei durch den Zelluloidstreifen gejagt wurde, verursachte das so charakteristische Leinwandflimmern. Ein Flimmern, das den magischen Moment zwischen Illusion und Wirklichkeit noch verstärkte.

Die Geschichte des Kinos begann Ende des 19. Jahrhunderts mit der Erfindung des Kinematographen der französischen Brüder Lumière. Es war ein Apparat, der die Funktionen von Kamera, Kopiergerät und Projektor in sich vereinigte und „lebende Fotografien“ erzeugte. Die kleinen Filme wurden zuerst auf dem Jahrmarkt vorgeführt. Sie waren nicht länger als drei oder vier Minuten, natürlich noch schwarz-weiß und ohne Ton. Die Brüder Lumière reisten mit ihrer Erfindung quer durch Europa von Ort zu Ort, um in der Öffentlichkeit das Interesse an ihrem Apparat zu wecken. Am Tage wurden hierzu jeweils Aufnahmen vom Alltag der Ortsansässigen produziert und diese am Abend den Menschen vorgeführt. Das Einfangen der Wirklichkeit war entscheidend. Man sah zum Beispiel den Abbruch einer Mauer oder einen Zug, der in den Bahnhof einfährt.

Erst als die Unterhaltungskultur das Medium für sich entdeckte, entstand das klassische Erzählkino. Regisseure wie Georges Méliès rückten nun die Darstellung einer Handlung in den Vordergrund, und bald verlor sich das Interesse an den Filmen der Brüder Lumière, die allein mit der Projektion der Wirklichkeit faszinieren wollten. Und so traten bald die ersten Stars aus dem magisch flimmernden Licht hervor. Schauspielerinnen wie

Pola Negri, Jean Harlow und Greta Garbo wurden zu Leinwandgöttinnen. Unnahbar. Unerreichbar. Überirdisch.

Wo endet die Wirklichkeit, wo beginnt die Illusion?

„In Zukunft wird jeder 15 Minuten berühmt sein“, prophezeite Andy Warhol bereits 1968. Scheinbar willkürlich verhalf er Menschen aus seinem Dunstkreis zu Öffentlichkeit und ernannte sie zu Superstars. Baby Jane Holzer, Ultra Violet, Candy Darling, Joe Dallesandro... - Er reagierte damit auf unser aller Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und Anerkennung, auf die Sensationslust der Medien und auf die Reproduzierbarkeit des Alltäglichen. Und er scheint richtig gelegen zu haben. Heute steht uns mit dem Internet – dem einflussreichsten aller Medien - eine komplexe Parallelwelt zur Verfügung, und Millionen von uns stehen Schlange, um entdeckt zu werden. Wir produzieren und konsumieren Blogs und virtuelle Fotoalben auf Facebook, YouTube oder Instagram. Auf der Suche nach Anerkennung sind „Likes“ für viele von uns zur wichtigsten Währung geworden. Dadurch wächst der Druck, sich ständig in Szene zu setzen. Im Rauschen der Bilder wollen wir wahrgenommen werden. Und verstecken uns hinter den immer wieder gleichen Posen, die maskeradenhaft repetiert werden.

Ralf-Rainer Odenwald durchforstet das Internet. Er ist in diesem Dickicht permanenter Selbstdarstellung auf der Suche nach Fotos, die ihre Protagonisten in kurzen Momenten der Entrücktheit zeigen. In dem Moment, in denen die Selbstdarsteller ihr Publikum vergessen. Die Pose abstreifen, ganz bei sich sind. Denn echtes Charisma braucht Selbstvergessenheit, Muße und Inspiration.

Ralf Rainer Odenwald zeigt Menschen – vor allem junge Frauen, die von den ambivalenten Facetten der Muße erfasst werden. In einem Moment des Innehaltens, der inneren Einkehr, einem Augenblick der Lakonie.

„Das meiste haben wir gewöhnlich in der Zeit getan, in der wir meinen, nichts getan zu haben“, notierte einmal die Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach. Sie erhielt übrigens als erste Frau in Österreich die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Wien.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts malte Jan Vermeer van Delft – der Großmeister der Stille - junge Frauen, die in sich gekehrt einer alltäglichen Beschäftigung nachgehen, dabei eine Aura des Geheimnisvollen ausstrahlen und auf eine ganz besondere Weise ihr Inneres offenbaren. Über die Jahrhunderte hinweg scheinen sie uns zur Kontemplation und inneren Einkehr aufzufordern. Da ist etwa die Sehnsucht einer jungen Frau, die am offenen Fenster einen Brief liest. Ein Mädchen am Spinett. Oder die Demut einer Magd, die behutsam Milch in ein Gefäß gießt. Es ist, als stehe die Zeit für sie still, so sehr sind sie in sich versunken.

Ralf-Rainer Odenwald hat die rätselhaften jungen Frauen von damals auf seiner Suche im Internet wiederentdeckt. Auf der Suche nach diesen nahezu magischen Augenblicken, in denen sie ganz bei sich sind. In diesen Momenten, in denen uns jenseits aller Posen Grazie und Anmut begegnen. Da, so Ralf-Rainer Odenwald... – Wird aus dem Posieren Poesie.

Ralf-Rainer Odenwald greift diese Motive auf und transformiert sie, entrückt sie in eine andere Wahrnehmungsebene. Seine Bilder regen unsere Fantasie an. Viele sind unklar, mehrdeutig. Sie scheinen wie im Dunkeln geblitzt, überbelichtet. Hintergründig –

rätselhaft - gefährlich. Und gerade deswegen so faszinierend. Als würden sie von einem Projektor auf die Leinwand geworfen. Als würde Licht durch den Zelluloidstreifen gejagt, so dass beim Betrachten beinahe der Eindruck von Bewegung entsteht. Dieses Flimmern, das den magischen Moment zwischen Illusion und Wirklichkeit noch verstärkt.

Kunst darf nichts verraten, sagt Ralf-Rainer Odenwald. Dann wäre der Zauber verloren. Anders formuliert: Ein Bild sollte so einfach sein, dass man ihm nicht ausweichen kann. Aber so kompliziert, dass man es nicht versteht.

Wenn wir schlafen, erschaffen wir im Traum unsere eigene Welt und nehmen sie dabei als echte Welt wahr. Unser Verstand macht das so gut, dass wir nicht einmal merken, was da passiert. Träume fühlen sich doch sehr real an, während wir sie träumen. Erst wenn wir aufwachen, bemerken wir, dass sie nicht von dieser Welt sind.

Aber sind wir jetzt – in diesem Augenblick – von dieser Welt? Oder träumen wir? Alles hier um uns herum: existiert es möglicherweise gar nicht?

Wie auch immer: Genießen wir doch den Augenblick.

*Wolf Eismann*